

Abwicklung und Arbeitskampf

Erinnerungen an Ohnmacht und kollektive Selbstwirksamkeit in der Nachwendezeit

Mathias Berek

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Fragmentierte Erinnerungen – fragmentierte Gesellschaften? Polarisierte Gedächtnisse der postsozialistischen Transformation in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa«

Die Erzählungen zur Nachwendezeit sind vielstimmiger geworden

Auch zu den negativen Seiten der Nachwendezeit sind inzwischen immer mehr Publikationen erschienen und Debatten geführt worden, die sich abseits der offiziellen und dominanten Erfolgserzählungen bewegen. 2019 etablierte der ZEIT-Redakteur Christian Bangel den Begriff der „Baseballschlägerjahre“: Auf Twitter hatte er Betroffene des rechten Straßenterrors der frühen 1990er Jahre dazu aufgerufen, ihre Erfahrungen zu teilen. Mit enormem Echo – es entstand das Erinnerungsarchiv einer Generation, die mit jenen Jahren vor allem nationalistische, rassistische und faschistische Gewalt verbindet (Bangel 2022). Zu den kritischen Stimmen über die Nachwendezeit gehören aber auch die Klagen über die andauernde Benachteiligung der Ostdeutschen, prominent vertreten beispielsweise durch Petra Köpings (2018) Aufruf „Integriert doch erstmal uns!“. Während diese Perspektive zumindest in den „neuen Bundesländern“ durchaus eine weite Verbreitung in der Gesellschaft für sich beanspruchen darf, kann das über intersektionale Bewegungsgeschichten von People of Colour und FrauenLesben (Piesche 2019) oder multiple Erinnerungsperspektiven von antisemitisch oder rassistisch Marginalisierten (Lierke und Perinelli 2020) weniger gesagt werden. Dennoch sind auch diese inzwischen über ihre jeweiligen Communities hinaus bekannter und zum Teil einer vielfältigeren Landschaft deutscher Erinnerungskulturen geworden. In diesem Turn einer Vielstimmigkeit der Wende- und Nachwende-Erzählungen verortet sich auch das Forschungsprojekt, aus dem dieser Beitrag berichtet.¹

¹ Vom Autor gemeinsam mit Felix Axster bearbeitetes Projekt am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, als Teil des Berliner Standorts des Forschungsinstituts Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ), Titel: „Zusammenhalt und Ressentiment in Krisenzeiten: Erinnerungen an die Wende- und Nachwende-Zeit im Ost-West-Vergleich“, BER_F_01, weitere Informationen: https://www.fgz-risc.de/forschung/alle-forschungsprojekte/details/BER_F_01. Die Forschung wird durch Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung ermöglicht.

Forschung zu Nachwende-Erinnerungen

Zusammenhalt und Ressentiment in Krisenzeiten

Unsere Motivationen für dieses Projekt war, zum einen bei den bisher marginalisierten Erzählungen in die Tiefe zu bohren und zum anderen sie sichtbarer machen und selbst sprechen zu lassen – in der Forschung und der Öffentlichkeit. „In der Forschung“ bedeutet dabei, dass mit dem Projekt Lücken in der wissenschaftlichen Untersuchung der Erinnerungen an die 1990er Jahre geschlossen werden sollen, „in der Öffentlichkeit“ meint den Anspruch, mit den im Rahmen des Projekts geführten biografischen Interviews durchaus auch Erinnerungslücken der Gesellschaft zu füllen. Ein direkt auf dem Forschungsprojekt aufbauendes Transferprojekt stellt ausgewählte Interviews in redaktionell bearbeiteter und thematisch gerahmter Form auf einem Webportal zur Verfügung: unter dem Titel „Solidaritätsgeschichten“ versammelt es Interviews aus der Nachwendezeit und aus dem „Sommer der Migration“ 2015.²

Grundlage der Untersuchung sind biografisch-narrative Interviews in ausgewählten Orten und Communities. Die Befragung besteht im Anschluss an Rosenthal (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997; Rosenthal 2002) aus einem freien Teil, in dem die Interviewpartner*innen von ihren Erlebnissen in der Zeit nach 1989 berichten und dabei selbst Schwerpunkte setzen können, aus einem daran anschließenden Teil mit Nachfragen zum Erzählten und aus semi-strukturierten, nachhakenden Fragen zu noch nicht zur Sprache gekommenen Themen. Uns interessiert in der Auswertung dieser Interviews vor allem, welche Erzählungen von Zusammenhalt, Solidarität und Ressentiment sich in ihnen finden lassen und in welchem Zusammenhang sie mit Vorstellungen gesellschaftlicher Organisation sowie Einstellungen zu politischen Prozessen und Personen stehen.

Bei der Auswahl des Samples haben wir zu Beginn des Projektes einen Schwerpunkt auf Gruppen gelegt, die unserer Einschätzung nach in den dominanten und offiziellen Strängen kollektiven Erinnerns in Deutschland eine eher unterrepräsentierte oder sogar marginalisierte Position innehaben: ehemalige Vertragsarbeiter*innen, Akteur*innen der Arbeitskämpfe im Zuge der Deindustrialisierung Ostdeutschlands, linke sowie jüdische Perspektiven. Bisher gibt es nur eine Zwischenauswertung ausgewählter Fälle. Der vorliegende Beitrag nimmt die Arbeitskämpfe in den Blick.

Selbstwirksamkeitserfahrungen und Zusammenhalt, Ressentiment und Solidarität

Für die Diskussion unseres Themas zentral ist das Konzept der Selbstwirksamkeit. Kollektive Selbstwirksamkeit ist zunächst – wie Zusammenhalt – ein ambivalenter Begriff, der keine normative Aufladung per se transportiert. So waren es in diesem Sinne in den frühen 1990er Jahren eben nicht nur Nazis, die als Mob die Erfahrung von kollektiver Selbstwirksamkeit gemacht haben, oder die west- wie ostdeutschen Klein- und Großunternehmer*innen, die sich wirksam die Reste des ehemaligen DDR-Volkseigentums aneigneten. Die mit Blick auf diese Epoche wichtigste, für die beteiligten Ostdeutschen und Osteuropäer*innen gewissermaßen prototypische Erfahrung von Selbstwirksamkeit ist es vielmehr, die realsozialistischen Regime eigenhändig gestürzt zu haben, auch wenn sich die damit oft verbundene Annahme, die eigene Gesellschaft nun und in Zukunft selbst gestalten zu können, als irrig herausstellte. Doch es gibt auch eine zweite Selbstwirksamkeitserfahrung dieser Art. Sie resultiert aus den in jenen Jahren geführten gemeinsamen Kämpfen. Das meint sowohl die Kämpfe gegen rassistische oder politische Ausgrenzungen als auch die gegen die verschiedenen Abstufungen der „Abwick-

² <https://www.solidaritaetsgeschichten.de> ist ein Kooperationsprojekt der FGZ-Standorte Berlin (Mathias Berek) und Konstanz (Ines Grau und Albrecht Koschorke).

lung“ von Arbeitswelten und industriellen Strukturen. Und trotz unleugbarer Unterschiede, die Attacken auf die leibliche Existenz und Unversehrtheit von Angriffen auf ökonomische, soziale, kulturelle oder lebensweltliche Gewissheiten trennt, liegt in genau dieser Erfahrung kollektiver Organisierung und Ermächtigung durchaus eine gewisse Gemeinsamkeit, die ganz unterschiedliche Gruppen betraf. Auch wenn es einen Unterschied ums Ganze ausmacht, ob Mitsprache, berufliche Qualifikation, Arbeitsplatz und Rentensicherheit in Frage gestellt werden oder das Recht auf Existenz überhaupt, so bleibt es dennoch eine vergleichbare Erfahrung der Selbstwirksamkeit, sich dagegen zusammenschließen und zur Wehr gesetzt zu haben. Diese Diskussionen um ost-migrantische und ähnlich gelagerte Analogien sind zu Recht noch nicht zu Ende (Foroutan et al. 2019; Gutsche und Andersen 2019; Axster und Berek 2020; Lierke und Perinelli 2020; Rothberg 2021).

Das Konzept der Selbstwirksamkeitserfahrung nach Hartmut Rosa und seinen Vorgängern geht davon aus, dass es für die „Qualität der menschlichen Weltbeziehung“, also für Handlungs- und Lernfähigkeit, Sozialbeziehungen und Lebenszufriedenheit „darauf ankommt, dass Subjekte sich zutrauen, Herausforderungen zu meistern, kontrolliert auf die Umwelt Einfluss nehmen und damit planvoll etwas bewirken zu können“ (Rosa 2019, S. 271). Eine hohe Selbstwirksamkeitserwartung wirkt sich positiv auf das „Sozialverhalten, auf Lernerfolge, auf den Gesundheitszustand und die Lebenszufriedenheit insgesamt aus“ (Rosa 2019, S. 271), eine geringe führt zum Rückzug ins Private, zu weniger Engagement und größerer Unzufriedenheit (Rosa 2019, S. 272). Rosa verweist auf Ergebnisse der Forschung zur politischen Kultur, wonach Angehörige niedriger und disprivilegierter Schichten eine geringere Selbstwirksamkeitserwartung und daher eine pessimistischere Weltsicht aufwiesen (Rosa 2019, S. 219). Selbstwirksamkeitserwartung korreliert negativ mit Entfremdung, Angst und Stress. Während Missachtung die Erwartung von Selbstwirksamkeit torpediert, wird sie von Anerkennung bestärkt. Die Erfahrung von Selbstwirksamkeit in kollektivem Handeln ist dabei nicht von der „instrumentellen Wirksamkeit der Handlungen, sondern von ihrer resonanz- und beziehungsstiftenden Qualität“ abhängig. Das heißt, dass gar nicht unbedingt der Erfolg der Handlung wichtig für Selbstwirksamkeitserfahrung ist, sondern die „Erfahrung, selbst etwas zu bewirken, [...] die Erfahrung der sich im Prozess ergebenden Wechselwirkung“ (Rosa 2019, S. 274, Hervorh. i. Orig.). Es kommt also zunächst darauf an, sich zusammenzuschließen und zu handeln, selbst wenn die Kämpfe erfolglos bleiben sollten. So ist es auch bei den ambivalenten Erinnerungen unserer Interviewpartner aus dem thüringischen Bischofferode, die zwar offen eingestehen, den Kampf um ihren Arbeitsplatz und die Existenz ihres Betriebs verloren zu haben, aber sich dennoch den Stolz erhalten haben, gekämpft zu haben und die Erinnerungen an diesen Kampf letztlich sogar in Form eines Museums institutionalisiert zu haben.

„Wir haben uns nur verarscht gefühlt“: Postwende-Erinnerungen an die Deindustrialisierung

Im Teilbereich unseres Forschungsprojektes zu Arbeitskämpfen in der Deindustrialisierung haben wir den Großteil der Interviews an zwei ostdeutschen Standorten geführt: einer war erfolglos im Kampf um seine Existenz (Kaliwerk Bischofferode), einer besteht heute noch, und zwar aufgrund der erfolgreichen Proteste in den 1990er Jahren (Edelstahlwerk Freital). Im vorliegenden Beitrag geht es nur um den Beispielfall Bischofferode. Das Kaliwerk wurde von der Treuhandanstalt trotz guter wirtschaftlicher Aussichten und des Vorhandenseins eines zur Übernahme bereiten Investors 1993 geschlossen. Es gilt als gesichert, dass diese Entscheidung das Ergebnis massiver Lobbyarbeit der westdeutschen Kalindustrie war, um deren Marktposition zu stärken. Das Verfahren war geprägt von Intransparenz und politisch, ethisch wie juristisch fragwürdigen Methoden, die den Fall Bischofferode in der Diskus-

sion um die Probleme der Nachwendezeit zum paradigmatischen Argument für das katastrophal schlechte Image der Treuhandanstalt machten. Die geplante Schließung führte damals zu den wahrscheinlich prominentesten Protesten gegen die Abwicklung und Privatisierung der Betriebe der ehemaligen DDR. Der Hungerstreik der Kumpel gegen die Schließung des Schachts, die Besetzung des Werks und die Proteste vor der Treuhand-Anstalt und an anderen Orten wurden massenmedial breit thematisiert (Jüttemann 2011; Plener 2011). Inzwischen ist die Geschichte auch ausführlicher im öffentlich-rechtlichen Fernsehen aufgearbeitet worden.³

Interessant am Fall des Kaliwerks ist auch die ungewöhnliche Verteilung der Solidarität. Zum einen fand sich eine breite politische und öffentliche Unterstützung in der gesamten Region Eichsfeld über Parteigrenzen hinweg bis hin zu aus Solidarität geschlossenen öffentlichen Verwaltungen. Dabei kam es zu ungewöhnlichen politischen Kooperationen, etwa wenn sich CDU- und PDS-Mitglieder gemeinsam an den Protesten beteiligten. Dass die Unterstützung aber vor allem von der politischen Linken, insbesondere der PDS, kam, führte unter anderem auch dazu, dass die Partei im traditionell sehr konservativen Eichsfeld einige Wahlerfolge erringen konnte. Zum anderen aber blieb die eigentlich zu erwartende gewerkschaftliche Solidarität aus, weil die zuständige IG Bergbau und Energie sich eher den westdeutschen Kali-Kumpeln verpflichtet fühlte und die Schließung der Ostgruben unterstützte.

Der Kampf gegen die Abwicklung war letztlich vergeblich, der Schacht wurde Ende 1993 geschlossen und geflutet, die meisten verbliebenen Kali-Werker*innen entlassen oder in eine Auffanggesellschaft überführt, deren Aufgabe der Abriss des Werks war. Dennoch blieb Bischofferode ein „hochsymbolische[r] Protest“, bei dem sich die „massiven Enttäuschungen und Frustrationen in der ostdeutschen Umbruchgesellschaft“ offenbarten Böick (2020, S. 132).

Der Zusammenhalt der Kumpel und Aktivist*innen

Interessiert man sich für den Zusammenhalt in biografischen Erzählungen, dann ist zuallererst relevant, wann der Begriff als solcher und in welchem Verständnis sowie Kontext er verwendet wird. Es entsprach zunächst nicht unserer Erwartung, dass unsere Gesprächspartner*innen den Begriff überhaupt nutzen würden. In den Interviews kam das dennoch mehrfach vor. Eine Gemeinsamkeit der Verwendung war dabei, dass Zusammenhalt in der Erfahrung des gemeinsamen Handelns, des Kampfes gegen die als Unrecht wahrgenommene Schließung gestiftet wurde. Einer der an den Protesten in Bischofferode beteiligten Kaliwerker sagte:

„Hier hat jeder empfunden, wir werden hier nicht geschlossen, weil wir keine Chance haben, weil wir keinen Wettbewerb wollen. Wir werden geschlossen, weil der Westen einfach hier den Osten platt macht, um's mal so zu sagen. Das war so die Botschaft. Und das hat den Zusammenhalt hier gebracht. Und deswegen [haben] 80, 90 % hier gesagt, wir ziehen das durch. Auch wenn später manche gesagt haben, ach, hätten wir doch nicht machen sollen.“ (Bi03, 1:56)⁴

Doch der protestzentrierte Zusammenhalt blieb gebunden an die vor Ort Gebliebenen. Es war ein Zusammenhalt des direkten Kontakts, der persönlichen Anwesenheit, der mit deren Ende wieder abnahm: „Ja, ich meine, am Anfang war der Zusammenhalt natürlich trotzdem immer noch da, ne. Es hat sich ja jeder mit Bischofferode identifiziert, der nun hier war. Natürlich haben fluchtartig viele die Region verlassen.“ (Bi03, 1:13)

³ So erschien 2018 die MDR-Produktion „Bischofferode – Das Treuhand-Trauma“ (<https://www.youtube.com/watch?v=NYr5rOkt9Nw>). Zugegriffen: 18.7.2022).

⁴ Die Interview-Siglen beziehen sich auf das oben erwähnte Forschungsprojekt BER_F_01, siehe Anmerkung 1.

Letztlich konnte der gemeinsame Kampf und der damit verbundene Zusammenhalt aufgrund von Ressourcengrenzen nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich nicht über mehr als ein Jahr aufrechterhalten werden, wie ein anderer Beteiligter bezeugt:

„[...] das ging dann ja bis Ende 93, da war ja über ein ganzes Jahr bei laufender Produktion [...] das Werk besetzt. [...] Ja also es war dann auch der Zusammenhalt unter den Kumpeln, der war ja enorm, ne. Also bloß zum Schluss, Ende 93, da bröckelte es langsam schon. Es war ja auch Stress. Wenn man jetzt zwei Schichten hintereinander macht und das jeden Tag, die Familie kommt ja dann irgendwann zu kurz. Naja, da bröckelte es dann manchmal schon. So haben wir das dann durchgehalten, mit Händen und Würgen.“ (Bi04, 0:27)

Wo in den Erzählungen der Begriff Zusammenhalt fällt, schließt er an bereits vorhandene Zusammenarbeitskonstellationen und die sowieso stark vorhandene und nicht zuletzt den Arbeitsbedingungen geschuldete Solidarität der Kumpel unter Tage an. Der Kampf um den Schacht intensiviert dieses Zusammenhaltungsgefühl: „Ja, das Wichtigste war eigentlich der Zusammenhalt der Kumpel. Ich meine, man war vorher auch, aber doch nicht so, wie in diesem Jahr. Da hat man gemerkt, jeder will, [wir] wollen das durchsetzen ...“ (Bi04, 1:04).

Erinnerungen an die Abwicklung und das Verhältnis zur „Politik“

„Zusammenhalt“ bezieht sich also nur auf die eigene Gruppe – auf die der Kumpel im Schacht oder der Solidaritätsgemeinschaft im Arbeitskampf. Jenseits dieser Kollektive fehlen Vertrauen und Zusammenhaltserwartung, stattdessen geht man eigentlich stets davon aus, wieder „verarscht“ zu werden. Einer unserer Interviewpartner beschreibt die Konsequenz dieser Lage so, dass viele wegen der Vorgänge 1992/93 heute nicht mehr wählen gehen würden: „Sind viele dabei, die die Meinung haben wie ich. [...] Die nicht mehr wählen und, also sagen wir's mal umgekehrt, mit der Politik restlos abgeschlossen haben. Wir sind zu DDR-Zeiten teilweise verarscht worden, belogen worden und jetzt ist es das gleiche Theater wieder. Politisch gesehen, Schluss.“ (Bi02, 0:48).

Unsere Interviews in Bischofferode machen auch deutlich, dass die in den Jahren 1992ff. im Eichsfeld gemachten Erfahrungen mit den politischen und administrativen Strukturen und dem Personal der Bundesrepublik nicht nur für starke Ernüchterung gesorgt haben. Sie liefern im Erinnerungsprozess bis heute die Argumente für ein grundlegendes Institutionenmisstrauen – im Sinne von: uns wurde Unrecht getan, wir wurden betrogen, und die Institutionen, also Parlamente, Gerichte oder Gewerkschaften, haben uns nicht geschützt. Im Gegenteil. Außerdem untermauern die Erinnerungen an die Vorgänge rund um die Schließung des Kaliwerks eine tief sitzende Skepsis gegenüber Forderungen nach Vertrauen in andere oder in die Gesellschaft. Die Frage nach den Prägungen, die die Zeit nach der Wende hinterlassen habe, beantwortet einer der ehemaligen Kaliwerker mit einer Beschreibung des Egoismus in der Arbeitswelt:

„Also in meinem Betrieb [...] die letzten 10 Jahre kommen da immer mehr Leute hin, egoistische und Selbstdarsteller und Verräter. [...] Wenn ich da morgens 'ne Kiste Messer in den Betrieb stelle, sind abens alle tot. So viel zu dem Zusammenhalt. [...] Wir haben da 'ne IG-Metall-Gruppe, WhatsApp-Gruppe, und da hab' ich mal reingeschrieben: ‚ich bin die Risikogruppe Ü-60 für Corona, gibt's hier eigentlich Sonderabsprachen, Sonderregelungen, werden die Leute ein bisschen aus der Schusslinie genommen oder werden die verheizt bis zum Schluss?‘ Und mit so 'nem Screenshot geht dann einer zum Chef, aus der Gewerkschaftsgruppe!“ (Bi01, 1:38).

Die Kumpel berichteten auch ausführlich von ihren negativen Erfahrungen mit Treuhandfunktionären, Unternehmern, Politiker*innen und Polizeiwillkür. So erzählt einer der Teilnehmenden von ihrer Protestkundgebung vor der Treuhandanstalt in Berlin:

„Und da wurde mein Name aufgezählt von der Polizei. Du und der [...], ihr seid die Rädelsführer. Sofort, ich Handschellen, rein in den Knastwagen. Gitterwagen, wie es in Berlin so war. Und ich sag', ich möchte jetzt wissen, wer uns angeschissen hat, das kann doch bloß einer sein, ich sag' ihnen das mit Namen, das kann nur [...] sein, ehemalig Stasi. [...] Wir mussten uns einen halben Tag verstecken. [...] Dann hat sich die Bundespolizei umgezogen in Zivil, irgendwo sind die Bilder hier. Und haben auf uns drauf eingedroschen. Und dann hieß es, die bösen Kalikumpel haben Terror gemacht“ (Bi02, 0:15).

Die immer wiederkehrende Thematisierung des Betrogenwerdens führt aber nicht automatisch zu Ohnmachts- und Distanzgefühlen. Im Gegenteil, mit Selbstbewusstsein ordnet man sich ein in die lange Geschichte von Kämpfen gegen ausbeuterische Obrigkeiten. Im Kali-Bergbau-Museum Bischofferode, dem selbstgeschaffenen Erinnerungsort an die Proteste, über den gleich noch zu sprechen sein wird, hängt an prominenter Stelle ein Zitat, das als Sinnpruch der meisten Aktiven gelten kann: „Die Herren machen das selber, daß ihn' der arme Mann zum Feind wird.“ Der Spruch wird Thomas Müntzer zugeordnet, jenem Theologen, Reformator und Bauernführer, der als Leitfigur des Deutschen Bauernkriegs 1525 in Thüringen für eine gerechtere Gesellschaft kämpfte.

„An eure Schweinereien jahrzehntelang erinnern“: Erinnerungsarbeit

Die Bischofferöder Kaliwerker verarbeiten ihre Erfahrungen mit der Schließung des Schachtes also keinesfalls nur frustriert und desillusioniert in Form von Politikdistanz und Ohnmachtsgefühl. Gerade das bewusste Erinnern an die Geschichte und die selbstbewusste retrospektive Einordnung der Vorgänge zeitigen auch durchaus positive Wirkungen für die Einzelnen und die Gruppe. Die Erinnerungsarbeit stärkt die Selbstwirksamkeitserfahrung und kann das Gefühl von Zugehörigkeit ebenso wie die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft wiederherstellen. Ein Beispiel dafür ist das Kali-Bergbau-Museum Bischofferode.

Institutionalisiertes Gedächtnis: Das Museum als „Altar der Erinnerung“

„Wir hatten damals ja nach der Schließung gesagt, Leute, wenn sie uns schon die Arbeit genommen haben, uns kaputt gemacht haben, aber unsere Tradition wollen wir uns eigentlich nicht nehmen lassen“ (Bi03, 1:14). So fasste einer der Gesprächspartner die Haltung vieler zusammen, als sich bereits abzeichnete, dass der Arbeitskampf verloren gehen und der Schacht geschlossen werden würde. Das Spendenkonto war dank großzügiger Zuwendungen anderer Protestgruppen und Einzelpersonen gut gefüllt, und es war absehbar, dass die Gelder bald keine Verwendung mehr hätten. In dieser Zeit entstand die Idee, einen Verein zu gründen und einen Ort der Versammlung und der Erinnerung zu schaffen. Der Name des Vereins, „Thomas-Müntzer-Kali-Verein Bischofferode“, ist nicht nur eine Referenz an den offiziellen Namen des Kaliwerks zu DDR-Zeiten, sondern ganz bewusst, wie das erwähnte Zitat im Museum belegt, auch an den Bauernführer. Es sollte ein Museum entstehen, das über die Geschichte des Kali-Bergbaus in der Region und des Schachts Bischofferode informieren und an die Proteste gegen dessen Schließung erinnern sollte. Es sollte aber auch einen Anlaufpunkt bieten für die ehemaligen Kaliwerker und Protestaktivist*innen. Zweck dieses Erinnerungsortes und Treffpunktes

war also neben der Information und Dokumentation des Gewesenen auch, den Zusammenhalt dieses Kollektivs zu erhalten – der Vereinzelung der ihres bisherigen Arbeits- und Lebensmittelpunkts verlustig Gegangenen entgegenzuwirken und die Erinnerung an diese Arbeitswelt und den Kampf darum zu bewahren.

Mit den Spendengeldern kauften die Kumpel die ehemalige Poliklinik auf dem Werksgelände. Sie renovierten sie in Eigenregie und größtenteils eigenhändig. Und sie engagierten eine Historikerin, um ein Ausstellungskonzept zu erstellen, das die Geschichte des Bergbaus in der Region, des Kaliwerks und des Arbeitskampfes umfasste. Die Ausstellung wurde im Juli 1997 eröffnet und seitdem Schritt für Schritt erweitert. So gelang es den Aktiven etwa, die alte Steuerungszentrale des Förderturms des Schachts zu retten und im Keller des Museums wieder aufzubauen.

Der Wunsch, die Erinnerung sowohl an die Abwicklung als auch an den Widerstand dagegen wach zu halten, spielte von Anfang an eine zentrale Rolle. So erklärte einer unserer Gesprächspartner: „Und vor allen Dingen, sage ich, möchte ich nicht, dass diese ganze Geschichte nicht mehr existent ist. Ich sage, das möchte ich schon erhalten wissen. [...] Ich sage, das ist die Erinnerungskultur, ihr sollt an eure Schweinereien jahrzehntelang erinnert werden“ (Bi03, 1:24). Und ein anderer Gesprächspartner resümiert:

„Das Museum ist der materielle Ort, um sich da dran zu erinnern und ist quasi wie so ein Altar, den wir errichtet haben, um dem Arbeitskampf noch zu huldigen: Altar, wo wir auch beten. Beten heißt nichts anderes wie wünschen, für die Zukunft, dass die folgenden Generationen den Fehler nicht machen, an uns denken, wie wir gerollt wurden und manipuliert, und dafür ist das hier, wird das erhalten und gepflegt und die Erinnerung, ja. Und das ist so ein Ort, den man gerne immer mal besucht, wo das zusammengefasst ist.“ (Bi01, 1:43)

Das Museum ist also konzipiert als ein Ort mit der dualen Funktion, einerseits Außenstehende an das Unrecht zu erinnern und andererseits die Erinnerungen und den Gruppenzusammenhalt der verbliebenen Aktivist*innen und ihres Umfelds zu bewahren. Einen solchen Erinnerungsort ohne staatliche Hilfe von unten geschaffen zu haben, ist dabei auch Quelle des Stolzes – und von Selbstwirksamkeitserfahrung – der Gründer: „Wir wollten so viel wie möglich für die Nachkommenschaft, also für die Kinder, Enkelkinder [...] erhalten, was hier mal war. [...] es ist sehr viel Arbeit gewesen, und wir haben's auch gerne gemacht“ (Bi04, 0:51).

Der Träger-Verein hatte anfänglich 50–60 Mitglieder. Man traf sich öfter in den Räumen des Museums und kam jährlich zu einer Gedenkfeier für die tödlich verunglückten Bergleute zusammen. Inzwischen ist das Vereinsleben aber offenbar abgeflaut. Viele sind weggezogen, andere wollen mit der Geschichte nichts mehr zu tun haben. Das Museum bleibt damit die Institution, die für die Persistenz dieser *bottom up* geschaffenen Dokumentation und Repräsentation der Vergangenheit sorgen kann, auch wenn die sozialen Strukturen der Zeitzeug*innen immer weniger tragen. Nach den Erzählungen unserer Gesprächspartner besuchen jedes Jahr 500–600 Leute das Museum, darunter Schulklassen. Dass es den Zweck der Außenwirkung erfüllt, zeigt sich am Gästebuch. Einer der Einträge: „Im Zuge unserer Bildungsreise ‚Ostdeutschland‘ kamen wir hierher, um nicht nur die Treuhand als historische Begebenheit zu verstehen, sondern die Proteste gegen sie nachzuvollziehen. Dreißig Jahre nach der Wende begeben wir uns auf die Spuren der Wiedervereinigung in Ostdeutschland, mit dem Ziel zu fragen, was heute das Echo eurer Kämpfe ist.“

Fazit

Was lässt sich als Zusammenfassung aus diesem kurzen Einblick ziehen? Zum einen zeigt sich, dass es – ohne pauschale Gleichsetzungen vorzunehmen und qualitative Unterschiede zu negieren – durchaus strukturelle Gemeinsamkeiten in den Erinnerungen von im negativen Sinne Betroffenen der Nachwendezeit gibt, also Opfern von rechter Gewalt, Verlierer*innen der Deindustrialisierung, Ausgegrenzten des sich neu formierenden nationalen Kollektivs: Sie bestehen in der fehlenden Anerkennung, Marginalisierung, Ausgrenzung aus Entscheidungsprozessen, die die eigene Biografie betreffen (wie Arbeit oder Wohnort), dem Erleben von politischen und administrativen Institutionen als feindselig und wenig Vertrauen erweckend, bis hin zu negativen Erfahrungen mit der Polizei. Wie erwähnt gibt es auch gravierende Unterschiede. Wenn etwa Vertragsarbeiter*innen erfahren haben, dass ihre Gesundheit oder ihr Leben in Frage gestellt wurden, durch die Nazis auf der Straße und vor dem Wohnheim und teils auch durch Behörden und Polizei, dann bleibt ein kategorialer Unterschied zwischen „Verarschtwerden“ und dem Verlust von Job und Lebensmittelpunkt auf der einen Seite und der Infra-gestellung der Existenz und des Lebenswerts auf der anderen.

Zweitens ist bemerkenswert, dass der Begriff des Zusammenhalts bei den Kumpels des Kaliwerks nicht in Bezug auf die Gesellschaft fällt, sondern stets in Bezug auf die ehemalige Brigade zu DDR-Zeiten, auf die Kumpels unter Tage – und auf die Proteste. Zusammenhalt scheint also, soviel lässt sich zumindest für unseren Untersuchungsgegenstand sagen, ein höchst partikularer Begriff in der Selbstverwendung zu sein, der sich nie auf größere Aggregate, geschweige denn die Gesamtgesellschaft, bezieht.

Drittens belegt auch die Erinnerung der Beteiligten in Bischofferode, dass eine Signatur der Wende- und Nachwendezeit die Gleichzeitigkeit von Selbstwirksamkeit und Ohnmacht ist. Die Arbeitskämpfe waren im Gegensatz zur sogenannten Friedlichen Revolution meist erfolglos. Gleichwohl hat es die selbstgeschaffene Erinnerungskultur in Bischofferode zumindest einem Teil der Beteiligten ermöglicht, für eine Stabilität der Erinnerungen zu sorgen und mit der Vergangenheit auf radikal gegenwärtige Weise in Kontakt zu bleiben: Bei der Erinnerung im Kali-Bergbau-Museum geht es nicht einfach nur um das, was gewesen ist. Vielmehr stellt die Frage nach dem „Echo der Kämpfe“ eine lebendige Verbindung zu aktuellen politischen Einstellungen, Reflexionen und Handlungen her. Der erinnernde Zugriff auf die eigenen Handlungen liefert die historische Referenz für Debatten in der Gegenwart. Die Erinnerung an kollektive Selbstwirksamkeit in der Vergangenheit prägt somit die Selbstwirksamkeitserwartungen in der Gegenwart, allerdings in unseren Beispielen auf eine keineswegs eindeutige Art.

Literatur

- Axster, Felix, und Mathias Berek. 2020. Zwischen Postnazismus und Post-Migration: Jüdische Perspektiven auf die Wende- und Nachwendezeit. Gespräche mit Max Czollek, Dmitrij Kapitelman, David Kowalski und Hannah Peaceman. In *Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive*, Hrsg. Lydia Lierke und Massimo Perinelli, 33–67. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Bangel, Christian. 2022. #BASEBALLSCHLÄGERJAHRE. Ein Hashtag und seine Geschichten. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72(49–50):4–9.
- Böick, Marcus. 2020. Jammertal statt Wirtschaftswunder? Der ostdeutsche Wirtschaftsombau und seine Folgen in sieben Schlaglichtern. In *Umbruchserfahrungen. Geschichten des deutschen Wandels von 1990 bis 2020*, Hrsg. Michael Hofmann, 120–136. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram, und Gabriele Rosenthal. 1997. Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Hrsg. Ronald Hitzler und Anne Honer, 133–164. Opladen: Leske + Budrich.

- Foroutan, Naika, Frank Kalter, Coşkun Canan and Mara Simon. 2019. *Ost-Migrantische Analogien I. Konkurrenz um Anerkennung*. Berlin: Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung.
- Gutsche, Elisa, und Pablo Dominguez Andersen. 2019. Anders erinnern: Für eine ost-migrantische Erinnerungspolitik. *Ost-Journal* 12.9.2019.
- Jüttemann, Gerhard. 2011. *Bischofferode: Chronik eines Arbeitskampfes*. In *Die Treuhand – der Widerstand in Betrieben der DDR – die Gewerkschaften (1990–1994)*. Tagung vom 2. April 2011 in Berlin. Beiträge und Dokumente. Hrsg. Ulla Plener, 178–203. Berlin: NORA.
- Köpping, Petra. 2018. *Integriert doch erst mal uns! Eine Streitschrift für den Osten*. Berlin: Ch. Links.
- Lierke, Lydia, und Massimo Perinelli (Hrsg.). 2020. *Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Piesche, Peggy (Hrsg.). 2019. *Labor 89. Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost*. Berlin: Yilmaz-Günay.
- Plener, Ulla. 2011. *Die Treuhand – der Widerstand in Betrieben der DDR – die Gewerkschaften (1990-1994)*. Tagung vom 2. April 2011 in Berlin. Beiträge und Dokumente. Berlin: Nora.
- Rosa, Hartmut. 2019. *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosenthal, Gabriele. 2002. Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 4(3):204–227.
- Rothberg, Michael. 2021. *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung*. Berlin: Metropol.